

# Sozialethische Grundlagen und Aufgaben einer Kultur der Nachhaltigkeit

Veröffentlicht in der Zeitschrift „West-Ost-Report“ Nr. 2, 2011, West-Ost-Institut Berlin

Prof. Dr. Dr. h.c. Lothar Roos,  
Universität Bonn

## Summary

In contrast to a static society in the past, the beginning of the modern era is characterized by a dynamic of progress. It seems as if there are no limits of thinking anymore. People are driven by an euphoria longing for progress. It reaches its climax in the marxist idea of the ability to finalize history on one's own. This movement is driven by the progress in technology. These improvements are seemingly the key to unlimited human- and social science. But humankind is confronted with grave problems as new technologies bare the threat of destruction of human life. That means that progress needs good governance to secure a responsible use of those new opportunities. For this reason sustainability is the keyword. The fundamentals for a sustainable society are dignity of man and the principles of common welfare, subsidiarity and solidarity. Sustainability should be therefore be the guideline of behavior to guarantee a dignified and free life for future generations. Henceforth environmental protection needs to be integrated into actual thoughts as it is part of a „human ecology“. Sustainable life is characterized by family life, organization of economy, legislation and government, as well as an ethic regulation of technology. To find a way of sustainable life religious and ethic beliefs have great importance. Summarizing one needs to include the principles of humility and ascetism as its virtues and furthermore its spiritual possibilities to reach its aim to create a society of sustainability.

Es gibt wohl keinen Begriff, der die Abkehr vom statischen Denken der vor-neuzeitlichen Gesellschaften und die Hinwendung zur Dynamik der Neuzeit deutlicher markiert wie das Wort „Fortschritt“. Der Mensch wird endlich frei und alles wird ihm fortschreitend möglich. Diese Vorstellung scheint in der menschlichen Natur angelegt zu sein, denn wir erfahren unser Denken und Wollen intentional als unendlich. Schon die ersten Menschen wollten deshalb „sein wie Gott“(Gen 3,5) und eine Stadt bauen „mit einer Spitze bis zum Himmel“(Gen 11,4). Das Projekt scheiterte kläglich – bis zum Beginn der Neuzeit. Jetzt endlich scheinen dank des denkerischen, wissenschaftlichen und technisch-ökonomischen Fortschritts alle Grenzen überwindbar. Um die damit gegebenen Möglichkeiten zu nutzen, muss von jetzt an alles „wachsen“. Fortschritt und Wachstum werden zu eineiigen Zwillingen.

In der ehemaligen DDR war der Verdacht, jemand sei „gegen den Fortschritt“, Grund, ihm den Prozess zu machen. Inzwischen befinden wir uns nicht nur dort in einer anderen Lage. In vielfacher Weise haben wir auch in den fortschrittlichsten Industriegesellschaften die „Erfahrung der Grenze“ gemacht.

Aber haben wir wirklich aus dieser Erfahrung schon genug gelernt? Kann man nicht derzeit fast jeden Tag in den Massenmedien die Botschaft hören, um aus der gegenwärtigen „Finanzkrise“ herauszukommen, hilft nur wirtschaftliches „Wachstum“? Andernfalls drohe eine reale Wirtschaftskrise. Inzwischen erheben sich jedoch auch Stimmen gegen die Philosophie eines „Wachstum, Wachstum über alles“<sup>1</sup>. Dass es in einer endlichen Welt kein unendliches Wachstum geben kann, leuchtet unmittelbar ein. Damit kommt ein dritter Begriff ins Spiel: die „Nachhaltigkeit“ (sustainability). Das Problem vereinfachend, fordert man schlicht ein „nachhaltiges Wachstum“. Was dies beinhalten soll, kann man nur sagen, wenn sich überzeugende Antworten auf zwei Fragen finden lassen: Wie müssen wir zum einen „Wachstum“ definieren, dass es sich nicht gegen uns selbst richtet? Wie lässt sich zum anderen „Wachstum“ in der Weise „nachhaltig“ gestalten, dass es nicht „auf Kosten“ der späteren Generationen erfolgt? Beide Fragen lassen sich nicht allein auf dem Weg wissenschaftlich-technischer Parameter beantworten, sondern durch Wertentscheidungen, also im Rückgriff auf die moralischen Ressourcen der Handelnden. Die Grundfragen von Immanuel Kant: Was können wir wissen, was sollen wir tun, was dürfen wir hoffen, was ist der Mensch? sind untrennbar miteinander verknüpft. Diese Verknüpfung zu verstehen und daraus die richtigen Konsequenzen zu ziehen, darin bestehen die Aufgaben einer Kultur der Nachhaltigkeit. Welche Grundlagen dabei zu beachten sind und welche Wege diesem Ziel dienen, darüber soll in diesem Beitrag nachgedacht werden

## **I. Vom Fortschritt „ins Unendliche“ zur Erfahrung der Grenze**

### **1. Die Fortschrittseuphorie**

„Die der Menschheit zu Gebote stehende Produktionskraft ist unermesslich. Die Ertragsfähigkeit des Bodens ist durch die Anwendung von Kapital, Arbeit und Wissenschaft ins Unendliche zu steigern ... Das Kapital steigert sich täglich; die Arbeitskraft wächst mit der Bevölkerung, und die Wissenschaft unterwirft dem Menschen die Natur tagtäglich mehr und mehr.“<sup>2</sup> – Diese Sätze stammen nicht, wie man vielleicht vermuten könnte, von Adam Smith,

---

<sup>1</sup> Meinhard Miegel: Exit. Wohlstand ohne Wachstum, Berlin 2010, S.11

<sup>2</sup> Karl Marx, Friedrich Engels, Werke, hrsg. vom Institut für Marxismus-Leninismus beim ZK der SED, Band 1, 1972, S. 517.

sondern von Friedrich Engels. Sie repräsentieren das in der Mitte des 19. Jahrhunderts allgemein herrschende Bewusstsein. Die Bauern und Handwerker der Agrargesellschaft mussten sich über „Nachhaltigkeit“ keine Gedanken machen. Ohne nachhaltiges Wirtschaften wäre man damals schnell verhungert. Dies trifft auch heute noch auf Teile der Subsistenzlandwirtschaft in bestimmten Ländern der „Dritten Welt“ zu. Wie aber kam es zu jener Fortschrittseuphorie, die jede Sorge um Nachhaltigkeit vergessen ließ? Der Münchner Philosoph Helmut Kuhn hat die Beweggründe des neuzeitlichen Fortschrittdenkens so zusammengefasst: „Wie die Physik die Kräfte der Natur entbunden und nutzbar gemacht hat, so hat die moderne Marktwirtschaft die im Menschen schlummernden Kräfte des Wettbewerbs, die Demokratie Kräfte des Ehrgeizes entbunden. Eine zuvor nicht gekannte Dynamik, von Europa und den Vereinigten Staaten ausgehend, bemächtigte sich der menschlichen Geschichte“<sup>3</sup>. Die Zweifel am liberal-ökonomischen Fortschrittkonzept führte trotz Brisanz der „Sozialen Frage“ in der Mitte des 19. Jahrhunderts keineswegs zur Erschütterung des Fortschrittsglaubens. Die Gegenbewegung von Friedrich Engels und Karl Marx ging sogar noch wesentlich weiter. „Ihr geheimer Antrieb ... ist der Glaube an die Vollendbarkeit der Geschichte“<sup>4</sup>. Sofern die Menschheit nur bereit wäre, die Geschichtsphilosophie des „wissenschaftlichen Sozialismus“ einzusehen und sich in ihren Dienst zu stellen, sei diese „Vollendung“ nur eine Frage der Zeit. Auch die Erfahrung zweier Weltkriege hat an der Fortschrittseuphorie kaum etwas geändert. Der beispiellose wirtschaftliche Aufschwung der Nachkriegszeit, die sich in ihren Unternehmungen spektakulär steigernde „Weltraumfahrt“ (zutreffender müsste man sagen: „Erdraumfahrt“), die Erschließung neuer Techniken mit gewaltigen ökonomischen Konsequenzen (Molekularchemie, Elektronik, Kernphysik), all dies und vieles andere führten zu einem neuen Höhepunkt jenes Fortschrittdenkens, dem alles machbar erschien und das grundsätzlich keine Grenzen sah. Dies wurde in der Nachkriegszeit verstärkt durch die sprunghafte Entwicklung der Humanwissenschaften und das damit verbreitete Gefühl, man könne nun endlich auch das schwächste Glied der technologischen Fortschrittskette, nämlich den ‚unzuverlässigen Faktor Mensch‘ wissenschaftlich im Sinne eines „human engineering“ in den Griff bekommen. Noch im Jahr 1970 wusste der „Futurologe“ Alvin Toffler in seinem Buch „Der Zukunftsschock“<sup>5</sup> gewissermaßen im Gewand eines Gesellschaftsingenieurs ziemlich genau, „wie der Einzelne den rasanten Wechsel seiner Umwelt und seines Lebens geistig und physisch verkraften wird“, und „wie man frei von Unbehagen die Zukunft durch

---

<sup>3</sup> Helmut Kuhn, Vorwort zu: Die Philosophie und die Frage nach dem Fortschritt, München 1964, 11.

<sup>4</sup> Hans Freyer, Theorie des gegenwärtigen Zeitalters, Stuttgart 1955, 76f.

<sup>5</sup> Alvin Toffler: Der Zukunftsschock, Bern 1970.

bewusste Anpassung mitgestalten und bestehen kann“. Der damalige Präsident der „World Future Society“, Edward S. Cornish, nannte Tofflers Hymne auf den Fortschritt „eines der bedeutendsten Bücher des 20. Jahrhunderts“<sup>6</sup>. Es war allerdings bereits veraltet, als es erschien und von vielen Massenmedien noch als großer Wurf propagiert wurde. Nur hatten das die meisten noch nicht gemerkt. Warum nicht?

## 2. Die Fortschrittkrise

Am Ende der Nachkriegszeit stand ein menscheitsgeschichtlich bisher ungeahnter wirtschaftlicher Aufschwung, der erstmals einen bis dato unbekanntem Massenwohlstand zur Folge hatte. Dies ließ die Hoffnung begründet erscheinen, dass Hunger, Armut, ökonomische Katastrophen grundsätzlich der Vergangenheit angehören. Der relativ rasche Zusammenbruch des Kolonialismus weckte überschwängliche Erwartungen einer unmittelbar bevorstehenden politisch und ökonomisch funktionierenden Weltvölkergemeinschaft. Der Wind begann sich zuerst nur leise zu drehen, zunächst nur literarisch: 1958 veröffentlichte der vor einigen Jahren verstorbene amerikanische Ökonom John Kenneth Galbraith sein Buch „The affluent Society“, das ein Jahr später unter dem Titel „Gesellschaft im Überfluss“<sup>7</sup> bei uns erschien. Er meldete erstmals Zweifel an, ob man den Wohlstand einer Gesellschaft an der rein zahlenmäßigen Zunahme des Sozialprodukts ablesen könne. Ins öffentliche Bewusstsein drang das Problem der „Nachhaltigkeit“ allerdings erst 1973 mit dem berühmten Werk „Grenzen des Wachstums“, das der „Club of Rome“ veröffentlichte. Seine Grundthese lautet: Wenn es nicht gelingt, die fünf Faktoren Bevölkerungszunahme, Nahrungsmittelproduktion, Energieerzeugung, Rohstoffverbrauch und Umweltverschmutzung in ein „Gleichgewicht“ zu bringen, dann sei das Ende der Fortschrittsgesellschaft abzusehen.<sup>8</sup> Schließlich kam kurz danach als dritte Komponente das Bewusstwerden einer zunehmenden weltweiten Abhängigkeit aller von allen hinzu: Der erstmalige Einsatz der „Öl-Waffe“ im Anschluss an den „Jom-Kippur-Krieg“ (1973) machte auch der breiten Öffentlichkeit schlagartig deutlich, wie sehr das technische und ökonomische System, das die Menschheit zum Überleben entwickelt hatte, krisenanfällig und verwundbar war.<sup>9</sup> - Warum aber bedurfte

---

<sup>6</sup> Klappentext des Schutzumschlags

<sup>7</sup> John Kenneth Galbraith: Gesellschaft im Überfluss, München/Zürich 1959

<sup>8</sup> Vgl. Dennis Meadows u.a.: Die Grenzen des Wachstums. Bericht des Club of Rome zur Lage der Menschheit, Reinbek bei Hamburg 1973.

<sup>9</sup> Wie tiefgreifend der Bewusstseinswandel insbesondere in der Altersgruppe zwischen 16 und 29 Jahren inzwischen geworden war, lässt sich aus der im Abstand von 10 Jahren (1967-1977) gestellten Allensbach-Frage erahnen: „Glauben sie an den Fortschritt? – Ich meine, dass die Menschheit einer immer besseren Zukunft entgegen geht oder glauben sie das nicht?“ Während die positiven Antworten innerhalb dieses Zeitraums von 66 auf 38% sanken, vermehrten sich die negativen von 19 auf 35%

es erst solcher massiver äußerer Ereignisse, um überhaupt das Problem der Nachhaltigkeit wahrzunehmen?

### **3. Größe und Grenze der Neuzeit**

Die Neuzeit lässt sich beschreiben als großartige und vordem ungeahnte Entfaltung der Möglichkeiten menschlicher Ratio in den positiven Wissenschaften und deren Anwendung in Technik, Ökonomie und Politik. Die einzelnen Teildisziplinen der Natur- und Humanwissenschaften hatten sich im neuzeitlichen Differenzierungs- und Spezialisierungsprozess immer mehr ohne Rückbindung an philosophisch-ethische oder gar theologische Vorentscheidungen entwickelt und so die moderne Zivilisation hervorgebracht. Es galt die Devise: Was technisch und ökonomisch möglich ist, das wird auch verwirklicht, ohne weitere Rückfragen nach dem humanen Sinn des jeweiligen „Fortschritts“. Das neuzeitliche Wissenschaftsverständnis glaubte seine Rationalität in sich selbst zu tragen. Man hielt es nicht mehr für notwendig, sich der sittlichen Erlaubtheit bzw. Gebotenheit seiner Unternehmungen vergewissern zu sollen. Seitdem und in dem Maße aber auf diesem Weg nicht nur Nützliches und Gutes, sondern mehr und mehr auch Bedrohliches und Böses möglich und wirklich werden kann, lassen sich Wert- und Sinnfragen aus dem Konzept der öffentlichen Vernunft nicht mehr ausklammern. Damit steht die Menschheit am Ende der Neuzeit genau vor jener Frage, die sie an ihrem Beginn auf sich beruhen ließ: Die Frage nach der sinnstiftenden Einheit des menschlichen Lebens und der menschlichen Gesellschaft. Somit sind Wissenschaft bzw. die ihre Ergebnisse verwertende Technik, Ökonomie und Politik wieder auf Ethik verwiesen, und soweit man letzte ethische Entscheidungen nur in einem Transzendenzbezug des Menschen begründen kann, auf die Theologie. Gott hat den ihm neuzeitlich entlaufenden Menschen mit Hilfe der von diesem selbst erzeugten Produkten wieder eingeholt. Auch wer dieser theologischen Schlussfolgerung nicht zustimmen mag, wird auf jeden Fall zugeben müssen: Ohne Wertentscheidungen, wie immer man sie begründen will, gibt es keinen Ausweg aus der gegenwärtigen Fortschrittskrise, in der keineswegs die gesamte neuzeitliche Entwicklung, wohl aber deren Grenzüberschreitungen bedacht und korrigiert werden müssen.<sup>10</sup> Damit sind wir beim Thema Nachhaltigkeit.

---

(vgl. Elisabeth Noelle-Neumann: Werden wir alle Proletarier? Wertewandel in unserer Gesellschaft, Zürich 1978, 67f.)

<sup>10</sup> Vgl. dazu ausführlicher Lothar Roos: Humanität und Fortschritt am Ende der Neuzeit, Köln 1984

## II. Anthropologische Grundlagen einer Kultur der Nachhaltigkeit

### 1. Nachhaltigkeit im Lichte der „Sozialprinzipien“

Oswald von Nell-Breuning spricht von bestimmten „Sozialprinzipien“ als „Baugesetzen der Gesellschaft“<sup>11</sup>. Solche Baugesetze werden nicht von außen an die Gesellschaft herangetragen, sie ergeben sich vielmehr aus den anthropologischen Grundlagen des freiheitlich-demokratischen Verfassungsstaates. Das Grundgesetz sagt in diesem Sinne: „Die Würde des Menschen ist unantastbar. Sie zu achten und zu schützen ist Verpflichtung aller staatlichen Gewalt“. Aufgrund dieser dem Staat vorausliegenden Grundlagen allen menschlichen Zusammenlebens „bekennt sich“ das Deutsche Volk „zu unverletzlichen und unveräußerlichen Menschenrechten als Grundlage jeder menschlichen Gemeinschaft, des Friedens und der Gerechtigkeit in der Welt.“<sup>12</sup> Als „Sozialwesen“ können die Menschen, wie schon Aristoteles erkannte, nur miteinander die Ziele ihres Lebens erreichen, um so das gemeinsame Gute, also das Gemeinwohl zu verwirklichen. Das *Gemeinwohlprinzip* verweist somit auf die Summe der unbedingt festzuhaltenden Werte, der zu ihrer Realisierung nötigen gesellschaftlichen Strukturen und der dafür aufzubringenden Haltungen (Tugenden), ohne die eine Gemeinschaft nicht existieren kann. Da die Würde des Menschen einen definierten Inhalt haben muss, kann das Gemeinwohl nie eine bloß „regulative Idee“ sein. Es umfasst immer einen bestimmten ethischen Mindestgehalt, nämlich jene Werthaltungen, Strukturen und Verhaltensweisen, die unabdingbar sind, um die Würde des Menschen im gesellschaftlichen Zusammenleben zu gewährleisten. Bei der Frage, welche weitere Sozialprinzipien dabei immer zu beachten sind, kommt man zu den Prinzipien der Solidarität und Subsidiarität. Muss man unter heutigen Bedingungen ein weiteres, bisher vergessenes Sozialprinzip „Nachhaltigkeit“ hinzufügen? Dass dem nicht so ist, wird deutlich, wenn man bedenkt, was die Sozialprinzipien der Solidarität und der Subsidiarität für eine nachhaltige Ordnung menschlichen Zusammenlebens besagen.

Da alle Menschen die gleiche Würde besitzen, wäre diese verletzt, wenn man Menschen in existentieller Not einfach „ihrem Schicksaal“ überließe. Dies würde nämlich gegen das *Solidaritätsprinzip* verstoßen. Es verlangt, dass die jeweilige Gemeinschaft (am deutlichsten sieht man dies in der Familie) so handelt, dass niemand „durch die Maschen“ des „sozialen Netzes“ fällt, das die Mindestbedingungen eines menschenwürdigen Lebens gewährleisten soll. Gemeinwohl und Solidarität lassen sich nur über die freie Bejahung der

---

<sup>11</sup> Oswald von Nell-Breuning: Baugesetze der Gesellschaft. Solidarität und Subsidiarität, Freiburg 1990

<sup>12</sup> Grundgesetz für die Bundesrepublik Deutschland, Art.1 Abs. (1) (2).

Selbstverantwortung der Personen verwirklichen. Das *Subsidiaritätsprinzip* klärt dabei die von unten nach oben aufbauenden Kompetenzen und Verantwortlichkeiten der Personen und der von ihnen organisierten Sozialgebilde innerhalb einer Gesellschaft. Das Subsidiaritätsprinzip lässt sich in drei Sätzen erklären: (1) Es anerkennt und fordert das Recht und die Pflicht des Einzelnen, alle jene Probleme aus eigener Kraft zu bewältigen, zu deren Lösung er fähig ist (Subsidiäre Kompetenz). (2) Falls diese Fähigkeit beeinträchtigt ist oder nicht voll entfaltet werden kann, soll die nächst höhere Gemeinschaft und letztlich die umfassende Gemeinschaft des Staates „Hilfe zur Selbsthilfe“ (Subsidiäre Assistenz) leisten. (3) Wenn auf diese Weise die volle Handlungsfähigkeit der Personen bzw. kleineren Gemeinschaften wieder hergestellt ist, muss diese Hilfestellung wieder reduziert bzw. eingestellt werden (Subsidiäre Reduktion).<sup>13</sup> –

Nachhaltigkeit ist kein neues, bisher vergessenes Sozialprinzip. Vielmehr stellt es eine Handlungsmaxime dar, bei deren Realisierung alle drei Sozialprinzipien aktiviert werden müssen. Grundlegend ist Nachhaltigkeit zunächst ein Anwendungsfall des Solidaritätsprinzips: Da Solidarität immer alle Menschen einbezieht, fordert Nachhaltigkeit ein gesellschaftliches Handeln, das *allen heute und morgen lebenden Menschen* zumindest ein Leben in Würde ermöglicht, soweit dies in unserer Hand liegt. Das klassische Beispiel solcher Solidarität ist die „Versichertengemeinschaft“ etwa unserer Sozialversicherung. Unter heutigen Bedingungen nähern wir uns immer mehr jener Situation, in der die Menschen aller Völker nur gemeinsam eine nachhaltige „Versichertengemeinschaft“, bilden können. Dies ist aber nur möglich, wenn alle Personen, gesellschaftlichen Gebilde und Staaten, wie dies das Subsidiaritätsprinzip fordert, jeweils ihre eigenen „Hausaufgaben“ machen. Dazu bedarf es der Gemeinwohllautorität des Rechtsstaates, der die für alle gültige politische, wirtschaftliche und soziale Ordnung als Voraussetzung einer nachhaltigen Existenz definieren muss.

## **2. Vom „Umweltschutz“ zur „Humanökologie“**

Seit dem Beginn der „ökologischen“ Debatte und weitgehend bis heute wurde die öffentliche Diskussion über „Nachhaltigkeit“ einseitig auf die „Umwelt“ des Menschen reduziert. Ihn selbst aber hatte man allenfalls als Verursacher und Opfer von Umweltverschmutzung im Blick. Diese Reduktion ist typisch für das „technizistische“ Menschenbild der modernen Gesellschaft<sup>14</sup>. Man kann dies gut am Beispiel des Umgang mit der AIDS-Epidemie

---

<sup>13</sup> Vgl. Lothar Schneider: Subsidiäre Gesellschaft – Erfolgreiche Gesellschaft, Paderborn u.a., 1994

<sup>14</sup> Repräsentativ dafür: Die Umwelt in Europa. Zustand und Ausblick 2010 Synthesebericht, Hrsg. von der Europäischen Umweltagentur (EEA), Kopenhagen 2010

veranschaulichen: Der entsprechende „Dreisatz“ lautet: Die Wissenschaft soll die Lösung finden, der Staat soll sie bezahlen, ich brauche mein Verhalten nicht zu ändern. Dies wäre sozusagen die ethische Null-Lösung des Problems. Mit diesem „Dreisatz“ lässt sich weder das AIDS-Problem beheben, noch eine Kultur der Nachhaltigkeit aufbauen. Dazu bedarf es vielmehr jenes Ansatzes, den bereits Paul VI. in der Sozialzyklika über die „Entwicklung der Völker“ (*Populorum progressio* 1967) in Anlehnung an den französischen Sozialphilosophen Jacques Maritain entfaltet: Die großen Probleme der Menschheit lassen sich nur dann richtig angehen, wenn man sie im Lichte eines „integralen Humanismus“ betrachtet, der nicht nur die technische und ökonomische, sondern auch die ethische und religiöse Dimension des Menschen und des gesellschaftlichen Zusammenlebens bedenkt. Auf dieser Basis hat Johannes Paul II. insbesondere in seiner Sozialzyklika *Centesimus annus* (1991) den Weg aus der begrenzten Perspektive eines bloßen „Umweltschutzes“ hin zu einer umfassenden „Humanökologie“ (Nr. 39) aufgewiesen. Genau diese Perspektive wurde jüngst in der Rede Papst Benedikts XVI. am 22. September 2011 im Deutschen Bundestag aufgegriffen: Bei der unbestrittenen „Bedeutung der Ökologie“ werde „nach wie vor weitgehend ausgeklammert“, dass es „auch eine Ökologie des Menschen [gibt]. Auch der Mensch hat eine Natur, die er achten muss und die er nicht beliebig manipulieren kann.“<sup>15</sup>

Der Mensch, so wieder Johannes Paul II., „der mehr von dem Verlangen nach Besitz und Genuss als nach Sein und Entfaltung ergriffen“ sei, konsumiere „auf maßlose und undisziplinierte Weise die Ressourcen der Erde und selbst ihre Existenz“. Der „unbesonnenen Zerstörung der natürlichen Umwelt“ liege ein leider heute weit verbreiteter „anthropologischer Irrtum“ zugrunde. Der Mensch sei inzwischen so weit, nicht nur „mit seiner Arbeit der Welt umzugestalten“, sondern sie im gewissen Sinn sogar neu zu „schaffen“. In dem Maße, wie er sich „an die Stelle Gottes“ setze, rufe er schließlich „die Auflehnung der Natur hervor, die von ihm mehr tyrannisiert als verwaltet wird“ (*Centesimus annus* Nr. 37). Außer der „sinnlosen Zerstörung der natürlichen Umwelt“ müsse aber „die noch schwerwiegendere Zerstörung der *menschlichen Umwelt*“ erwähnt werden. Man sei „noch weit davon entfernt, ihr die notwendige Beachtung zu schenken“. Mit Recht kümmere man sich um „bedrohte Tierarten“, engagierte sich aber „viel zu wenig für die Wahrung der moralischen Bedingungen einer glaubwürdigen ‘Humanökologie’“ (ebd. Nr.38). Die „erste und grundlegende Struktur“ einer „Humanökologie“ sei die „*Familie*, in deren Schoß der Mensch die entscheidenden Anfangsgründe über die Wahrheit und das Gute empfängt, wo er lernt, was lieben und geliebt werden heißt.“ So werde „von Mann und Frau eine

---

<sup>15</sup> Papst Benedikt XVI.: Die Ökologie des Menschen in: Frankfurter Allgemeine Zeitung vom 23.9.2011, Nr. 222, S.8



Lebensatmosphäre“ geschaffen, „in der das Kind geboren werden und seine Fähigkeiten entfalten kann, wo er sich seiner Würde bewusst wird und sich auf die Auseinandersetzung mit seinem einmaligen und unwiederholbaren Schicksal vorbereiten kann“. Die Familie sei „der Ort, an dem das Leben, Gottes Gabe, in angemessener Weise angenommen und gegen die vielfältigen Angriffe, denen es ausgesetzt ist, geschützt wird, und wo es sich entsprechend den Forderungen eines echten menschlichen Wachstums entfalten kann“ (ebd. Nr. 39).

Der Mensch, der Gott bei der Gestaltung seiner Kultur beiseite schiebt, sei in der Gefahr, durch „die Umkehrung von Mitteln und Zielen“ sich selbst zu „entfremden“. Die „westliche Gesellschaft“ habe zwar die ihr von Karl Marx unterstellten Formen der Entfremdung überwunden, nicht jedoch jene, die dadurch entstehen, dass „sich die Menschen gegenseitig als Werkzeuge benutzen und bei der immer raffinierteren Befriedigung ihrer Sonder- und Sekundärbedürfnisse taub werden für die hauptsächlichen und echten Bedürfnisse“, die allein ein sinnvolles Leben ausmachen. „Entfremdet wird der Mensch, der es ablehnt, über sich selbst hinauszugehen und die Erfahrung der Selbsthingabe und der Bildung einer an seiner letzten Bestimmung orientierten echten menschlichen Gemeinschaft zu leben. Diese letzte Zielbestimmung des Menschen aber ist Gott selber“ (ebd. Nr. 41). Wer die „Nachhaltigkeit“ des eigenen Lebens und das Lebens aller Menschen in der „letzten Zielbestimmung des Menschen“ bei Gott sieht, dem steht ein Maßstab zur Verfügung, der ihm hilft, die unabdingbaren Güterabwägungen einer „Humanökologie“ so vorzunehmen, wie dies ein „integraler Humanismus“ erfordert.

### **III. Handlungsfelder und Tugenden nachhaltigen Lebens**

Das Ziel nachhaltigen Lebens besteht darin, die Erde zu einem Ort (*oikos*) zu machen bzw. zu erhalten, in dem alle heute und morgen lebenden Menschen entsprechend den unverzichtbaren Bedingungen ihrer Würde leben können. Die Debatte darüber war bisher meist sehr begrenzt zugeschnitten auf die Probleme eines nachhaltigen Wirtschaftens, gegenwärtig besonders auf die Frage einer nachhaltigen Energieversorgung. Aus allem bisher Gesagten dürfte aber klar geworden sein, dass nur eine umfassende, alle Dimensionen des Menschseins beachtende Sicht den angestrebten Zielen dienen kann. Folglich muss das Nachdenken über nachhaltiges Handeln auf jeden Fall folgende fünf grundlegende Handlungsfelder ins Auge fassen: zunächst die *Familie* (insbesondere das Problem der demographischen Entwicklung und der davon abhängigen Sicherung des Systems der sozialen Vorsorge); dann die Ordnung der *Wirtschaft*, insbesondere des Eigentums (mikroökonomisch) und der globalen wirtschaftlichen Beziehungen (makroökonomisch); weiter den Bereich des *Rechtes* und des

*Staates*, insbesondere im Blick auf die national wie weltweit auszubauenden rechtlichen Verpflichtungen und Sicherungen nachhaltigen Handelns; ferner die *Technik* mit ihren Chancen und Risiken und schließlich die Bedeutung von *Ethos* und *Religion* für eine Kultur der Nachhaltigkeit. In all diesen Handlungsfeldern ist darüber nachzudenken, welche Ordnung der Werte man für richtig hält, wie die zu ihrer Verwirklichung nötigen sozialen Strukturen aussehen sollen, und welche persönlichen Tugenden erforderlich sind, um nachhaltigem Handeln zu dienen.

## **1. Zur Wirtschaftsordnung der Nachhaltigkeit**

In einer endlichen Welt kann es kein unendliches Wachstum geben! Die grundlegende Aufgabe besteht darin, uns darüber zu verständigen, in welchen Bereichen wir wirtschaftliches Wachstum unbedingt brauchen, und wo wir besser darauf verzichten sollten. Eine weltweite Versorgung aller Menschen mit den zu einem menschenwürdigen Leben notwendigen Gütern kann nur gelingen, wenn in den entwickelten Ländern höchste wissenschaftliche und technische Anstrengungen unternommen werden, um die nun einmal geschaffenen und vorhandenen Probleme lösen zu können. Insofern ist zu erwägen, was der Tübinger evangelische Theologe Klaus Scholder 1973 gegen die Thesen des „Club of Rome“ feststellte: „Nicht eine Begrenzung des Wachstums ist erforderlich, sondern eine – wenn auch gezielte Steigerung.“<sup>16</sup>. Dabei ist allerdings genauer darüber nachzudenken, worin ein „gezieltes“ und „sinnvolles“ Wachstum besteht. Etwas provozierend kann man behaupten, dass wir ca. ein Fünftel unseres Bruttosozialprodukts dafür verwenden müssen, um jene Schäden zu bezahlen, die sich daraus ergeben, wie wir die übrigen vier Fünftel produzieren und verwenden. Insofern muss man genauer als bisher hinschauen, wie sich all das zusammensetzt, was wir als „Wachstum“ bezeichnen.

Weiter ist zu bedenken, was „sozialer Ausgleich“ unter globalen Bedingungen bedeutet. Das Postulat einer nachhaltigen Entwicklung, das die für alle Menschen notwendigen Ressourcen nicht unwiederbringlich verbraucht, lässt sich wohl kaum in der Form bewerkstelligen, dass der Lebensstandard der heute reichsten Gesellschaften in seinem Umfang (quantitativ) und in der Art seiner Zusammensetzung (qualitativ) weltweit zum Maßstab werden kann. Dies würde – um nur eine freilich grob geschätzte Zahl zu nennen – eine Versechzigfachung der heutigen Weltindustrieproduktion voraussetzen. Solches wäre ökologisch und im Sinne der Nachhaltigkeit unverantwortlich. Angesichts einer zunehmend offenen Weltwirtschaft dürfte klar sein, dass es für die reichen Gesellschaften nicht ohne wirkliche Opfer abgeht.

---

<sup>16</sup> Klaus Scholder: Grenzen der Zukunft. Aporien von Warnung und Prognose, Stuttgart 1973, 54.

Eine soziale Marktwirtschaft unterscheidet sich von einer bloß liberalen dadurch, dass sie nicht nur das Ziel der wirtschaftlichen Freiheit, sondern auch das des sozialen Ausgleichs, wie es Alfred Müller-Armack formuliert hat, akzeptiert. In dieser Konzeption ist zunächst die sozialstaatliche Umverteilungspolitik in eine Krise geraten, weil sie seit dem Beginn der 80er Jahre Teile eines Kuchens verteilt hat, der noch gar nicht gebacken war. Bei der damals in fast allen Ländern der EU – in Deutschland unter Bundeskanzler Helmut Schmidt - begonnenen Schuldenpolitik berief man sich gerne auf die Theorie des „Deficit spending“ von John Maynard Keynes. Hinter ihr steht eine allzu mechanistische Vorstellung wirtschaftlichen Handelns voraus, die zu wenig deren anthropologische Bedingtheit berücksichtigt. Eine solche Bedingtheit als Anreiz zunehmender Staatsverschuldung zeigt sich z.B. bei der ständigen Ausweitung sozialstaatlicher Leistungen unter dem Druck der Interessenverbände und der Notwendigkeit der Politiker, wiedergewählt zu werden im Blick auf jenes Wählerverhalten, das Wilhelm Busch mit dem Satz markierte: „Ein jeder Wunsch, wenn er erfüllt, bringt automatisch Junge.“ Nicht weniger schwierig erweist es sich, die dem wirtschaftlichen Wachstum dienende Wissenschaft so zu organisieren, dass sie dem Prinzip „Nachhaltigkeit“ in weltweiter Perspektive gerecht wird. Wir wenden z.B. in den technologischen Spitzenländern Unsummen dafür auf festzustellen, ob es möglicherweise auf dem Mars einmal Wasser gegeben hat oder nicht. Wir sind aber außer Stande dafür zu sorgen, dass auf dieser Erde alle Menschen wenigstens ihren Grundbedarf an gesundem Wasser erfüllen können.

Als sich die CDU 1993 ein neues Grundsatzprogramm gab, glaubte man die – damals noch vergleichsweise bescheidenen – Erfolge der „Grünen“ dadurch überbieten zu können, dass man die „Soziale Marktwirtschaft“ durch die neue Formulierung „ökologische und soziale Marktwirtschaft“ ersetzte. Dabei hatte man vergessen, dass der „Erfinder“ des Begriffs „Soziale Marktwirtschaft“, Alfred Müller-Armack, bereits 1959, also zum 10-jährigen „Jubiläum“ dieser Wirtschaftsordnung, in einem Kölner Vortrag erklärt hatte: Nachdem die soziale Marktwirtschaft die „versorgungspolitische Aufgabe“ erfolgreich gelöst habe, müsse in Zukunft die sinnvolle und lebensgemäße Gestaltung der gesellschaftlichen und natürlichen Umwelt [...]dabei im Vordergrund stehen.“ In diesem Sinne gelte es, die soziale Marktwirtschaft „in eine neue zweite Phase“ hinüberzuführen.“<sup>17</sup> Insofern sollte man den „Markenbegriff“ soziale Marktwirtschaft nicht ohne Not“ aufgeben und den Eindruck

---

<sup>17</sup> Alfred Müller-Armack: Wirtschaftsordnung und Wirtschaftspolitik. Studien und Konzepte zur sozialen Marktwirtschaft und zur europäischen Integration, Bern-Stuttgart 1976, 256

erwecken, als ob der Begriff „sozial“, richtig verstanden, nicht ausreichen würde, um die ökologische und nachhaltige Gestaltung allen Wirtschaftens zu begründen.<sup>18</sup>

## **2. Demut und Askese als Tugenden der Nachhaltigkeit:**

Die moderne Fortschrittsphilosophie – den vorneuzeitlichen Epochen völlig unbekannt – hat die Idee von Grenzen des Fortschritt aus unserem Bewusstsein verdrängt. Symbolisch dafür steht die Redensart von Amerika als dem „Land der unbegrenzten Möglichkeiten“. Die Anerkennung von Grenzen als Kardinaltugend der Nachhaltigkeit bedeutet in den Worten des evangelischen Theologen Eberhard Jüngel: Es kommt „mehr denn je darauf an, dass der Mensch wieder lernt, zwischen *sich* und *seinen Werken* zu unterscheiden“<sup>19</sup>. Es ist dem Menschen angeboren, intentional grenzenlos zu denken und zu streben. Aber es ist ihm als endlichem Geschöpf genauso abverlangt, die tatsächlichen Grenzen seiner Möglichkeiten einzusehen und entsprechend zu leben. Unerlaubte Grenzüberschreitungen liegen jedenfalls dann vor, wenn die jetzt lebende Generation die Lebensmöglichkeiten künftiger Generationen nur um des „immer größer“, „immer weiter“, „immer schneller“ willen zu deren Lasten beschneidet. Zur Anerkennung von Grenzen gehört auch die Demut (Demut heißt Dien-Mut) zur bewussten Rücknahme von unverantwortlichen Grenzüberschreitungen, sobald man sich derer bewusst wird.

Solche Haltungen entstehen nicht von selbst, sie müssen in Sinn einer Askese eingeübt werden. Askese bedeutet in der jüdisch-christlichen Tradition die Einübung (Training) in das jeweils Bessere. Das Gute, so sagt eine Redensart, ist der Feind des Besseren. Dabei geht es darum, schlechte Gewohnheiten einzudämmen und die Bereitschaft zum Besseren einzuüben. Askese verlangt Einschränkung unserer bisher praktisch unbegrenzten Erwartungshaltungen gegenüber der Technik, der Wirtschaft und insbesondere gegenüber dem Staat. Die Zeiten der Gefälligkeitsdemokratie und der kostspieligen Reformexperimente sollten zuende sein. Die in die Verfassung unseres Staates inzwischen aufgenommene Schuldenbremse, die zum Beispiel am 27. März 2011 in einer Volksabstimmung im Land Hessen von einer breiten Mehrheit für den dortigen Landeshaushalt gebilligt wurde, zeigt, dass die Einsicht für solche Einschränkungen wächst. Positiv heißt dies: Der Wille zur Selbstständigkeit, die Bereitschaft, die eigenen Kräfte einzusetzen, um so die Freiheit zu bewahren und erst im äußersten Fall zum Subventionsempfänger zu werden, müssen zunehmen. Dies bedeutet auch, selbst wenn

---

<sup>18</sup> Vgl.:Lothar Roos: Einen Markenartikel ändert man nicht ohne Not, in: Die Neue Ordnung 47 (1993) 345

<sup>19</sup> Eberhard Jüngel: Der Schritt des Glaubens im Rhythmus der Welt, in: Das Problem des Fortschritts – heute, hrsg. von Rudolf W. Meyer, Darmstadt 1969, 148.

dies nicht in jedem Einzelfall ökonomisch „rentabel“ sein mag, der sparsame Umgang mit jedweden Ressourcen dieser Erde. Als Kinder haben wir noch gelernt, dass es Sünde sei, ein Stück Brot wegzuerwerfen. Solches mag im Zeitalter der „Wegwerfgesellschaft“ irrational klingen, aber vielleicht nur deshalb, weil wir nicht zu Ende gedacht haben, wohin diese Mentalität letzten Endes führt. Auch hier zeigt sich ein Bewusstseinswandel, wie er in dem kürzlich laufenden Dokumentarfilm „Taste the Waste!“ (Schmecke die Verschwendung!) aufscheint. Der Film dokumentiert: „Über die Hälfte der produzierten Lebensmittel weltweit landet im Müll, bevor sie auf den Teller kommen“<sup>20</sup>.

### **3. Die moralischen Ressourcen**

Ob es gelingt, den Gedanken der Nachhaltigkeit tatsächlich in konkretes politisches Handeln und persönliches Verhalten umzusetzen, hängt wesentlich davon ab, wie nachhaltig die moralischen Ressourcen unserer Gesellschaft sind. Der berühmte Naturrechtler und Wiener Sozialethiker Johannes Messner hat einmal gesagt, das Rechtsgewissen der Bürger sei das höchste Gemeinwohl. Wie steht es mit diesem Rechtsgewissen? Es dürfte gerade beim Thema „Nachhaltigkeit“ klar sein, wie wenig rein politisch-technische und ökonomische Lösungen helfen, wenn der entsprechende moralische Unterbau wegbricht. Insofern kann man formulieren: Je unmoralischer eine Gesellschaft wird, desto lauter schreit sie nach dem Staat, desto teurer wird dieser und desto weniger kann er für sie tun. Wenn man für jeden Steuerhinterzieher einen Steuerfahnder, für jeden Alkohol- oder Drogenabhängigen einen Therapeuten, für jeden Schläger einen Polizisten, für jeden Kinderpornographen einen Detektiv, für jeden Futtermittelhersteller oder Mastbetrieb einen staatlichen Diplomchemiker als Aufseher bezahlen muss – und nur so die Gesellschaft einigermaßen „in Ordnung“ zu halten wäre – dann ist deren zunehmende Ohnmacht abzusehen, schon aus finanziellen Gründen. Ein Staat ohne Moral ist unfinanzierbar, zumal dann, wenn ein Programm der Nachhaltigkeit noch mehr als bisher größere Abstriche an selbstverständlichen Gewohnheiten erforderlich macht. Wie schwer durchzustehen solche „Entziehungskuren“ sind, zeigt aktuell in jenen Ländern, die schon tiefsten im Loch der „Schuldenfalle“ sitzen.

Die großen Leistungen der Neuzeit sind durch Differenzierung und Spezialisierung der Wissenschaften zustande gekommen. Dabei haben sich diese – zunächst verständlich – immer mehr autonom, das heißt ohne Blick auf das Ganze, insbesondere die Ethik und die Theologie entwickelt. Dies konnte solange gut gehen, als die damit gewonnenen Ergebnisse und Verhaltensweisen nicht die Substanz des menschlichen Lebens und Überlebens berührten.

---

<sup>20</sup> Valentin Thur: Schmecke die Verschwendung! In: Die Tagespost vom 24.2.2011, Nr.23, S. 9

Diese Schwelle ist inzwischen überschritten. Es kommt nun darauf an, das Denken in den Kategorien der Naturwissenschaften mit der sozialwissenschaftlichen „Suche nach Wirklichkeit“ (Helmut Schelsky) mit den Einsichten einer philosophischen-theologischen Anthropologie und Weltsicht zu verbinden. Nur auf dieser Basis lässt sich erkennen und begründen, was die nachhaltige Weiterentwicklung heutiger nationaler und menschheitlicher Kultur erforderlich macht. Wir sind in einer Situation angekommen, in der das Überleben und das gute Leben aller davon abhängt, ob wir bereit sind, uns der Wahrheit über das Ganze des Menschen und seiner Welt, und das, was diese „im Innersten zusammenhält“, zu stellen. Darin liegt eine große Chance, aber auch eine schwierige Aufgabe. Nur so können wir Schritt für Schritt auf dem Weg zu einer Kultur der Nachhaltigkeit vorankommen.

Prof. Dr. Dr. h.c. Lothar Roos, Universität Bonn